

WLADIMIR KAMINER
Diesseits von Eden
Neues aus dem Garten



Lesen erleben

Buch

Seit sie ihren Berliner Schrebergarten aufgeben mussten – ein Übermaß an „spontaner Vegetation“ hatte für Probleme gesorgt –, waren Wladimir Kaminer und seine Familie auf der Suche nach einem neuen Paradies. Ein Garten Eden in kleinem Maßstab sollte es sein, wo niemand ihnen Vorschriften machen konnte. Schließlich wurden sie in Glücklitz fündig, einem Ort im Brandenburgischen. Hier pflanzt Wladimirs Frau Olga nun ungestört bunte Blumenbeete, sein Sohn hat eine Rettichplantage angelegt, und Wladimir lauscht den Gedanken der Fische im Glücklitzer See. Die Dorfbewohner schließen schon bald Freundschaft mit ihren neuen Nachbarn, und es dauert nicht lange, bis die Glücklitzer bei der ersten Dorf-Russendisko die Beine schwingen. Und auch ohne Disko sorgen unter anderem Herr Köpke, der Schlüsselwart Mathias und Landbaron Heiner dafür, dass es nie langweilig wird. Eines ist Wladimir jedenfalls schnell klar: Die Ruhe in Glücklitz ist trügerisch. An jeder Ecke gibt es etwas zu entdecken, und die Geschichten liegen auf der Dorfstraße ...

Weitere Informationen zu Wladimir Kaminer
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Wladimir Kaminer

Diesseits von Eden

Neues
aus dem Garten

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2015

Copyright © der Originalausgabe

2013 by Wladimir Kaminer

Copyright © dieser Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung der Gestaltung und Konzeption

von buxdesign | München

unter Verwendung eines Autorenfotos

von Urban Zintel, © 2013

AB · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-48177-4

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Und mich sollte nicht jammern?

Gott

Denn ihr habt fünf Bäume im Paradies, die verändern sich nicht, weder im Sommer noch im Winter, und deren Blätter fallen nicht. Derjenige, der sie kennt, wird den Tod nicht schmecken.

Thomasevangelium, Vers 19

Alle hier beschriebenen Menschen, Pflanzen, Vögel, Insekten und Fische, Ortschaften, Fahrzeuge und Gebäude, Steine und Seen, Träume und Zweifel sind absolut real. Das trifft auch auf den Autor und seine vielköpfige Sippe zu.

Inhalt

Auf zum neuen Garten!

9

Kein perfekter Ort

37

Der Himmel über Glücklitz

48

Im Haus des Gastes

60

Fliegenfischen

68

Unsere Dorfrussendisko

75

Die Nachsicht der brandenburgischen Barsche

89

Chronik des Dorfes

99

Der geheime Handschuh

114

INHALT

Das Paradies der Maulwürfe	
	121
Weinerkenntnisse	
	132
Worüber die Fische schweigen	
	140
Diesseits von Eden	
	147
Katzen	
	168
Kleine und große Fische in der DDR	
	182
Der Wein der Erkenntnis	
	187
Heile Welt und die kanadischen Bärenwürmer	
	196
Die vielfältige Tierwelt Brandenburgs	
	203
Unser Schwanensee	
	215
Der Forellenspuff	
	231
Der Weltuntergang wurde verschoben	
	236

Auf zum neuen Garten!

Seit ich in Deutschland bin, werde ich hier als etwas Besonderes, nämlich als Mensch mit »Migrationshintergrund« behandelt. Eigentlich schleppe ich diesen Hintergrund ein Leben lang mit mir herum. Früher in der Sowjetunion war ich ein Fremder, weil in meinem Pass unter Nationalität »Jude« stand, also etwas nicht ganz Dazugehöriges. In Deutschland bin ich zum Russen geworden. Als solcher werde ich toleriert oder geduldet, bewundert, verschmäht und manchmal auch integriert. Dabei ist ein Migrationshintergrund etwas, das alle Menschen besitzen. Sie sind dazu verdammt, ihr Leben lang immer wieder ihre gewohnte Umgebung zu verlassen, sei es die Schule, die Familie oder Mutters Bauch. Sie brechen aus, um in der Fremde das Glück zu suchen. Und wenn sie selbst zu faul zum Verreisen sind, werden sie vertrieben, vom Staat, von der Verwandtschaft oder von der klugen Mutter Natur. Sie weiß, wenn Menschen zu lange an einem Ort bleiben, geht dieser Ort kaputt.

AUF ZUM NEUEN GARTEN!

Auch die ersten Menschen wurden bekanntermaßen von Gott aus dem paradiesischen Garten Eden vertrieben, nachdem sie angefangen hatten, dort ihre Orgien zu veranstalten. Sicher fiel Gott damals diese Entscheidung nicht leicht, doch man kann ihn schon verstehen. Nicht auszudenken, wie der Garten ausgesehen hätte, wären die Menschen dort weiter geblieben. Sie zogen los, nahmen ein paar Pflanzen und die Schlange mit, ohne groß darüber nachzudenken, was genau passiert war. Sie lebten mal hier, mal dort. Doch schnell merkten sie, ganz ohne Garten macht das Leben keinen Spaß. Also fingen die Menschen an, überall wo sie sich ansiedelten eigene Gärten anzulegen. Sie nannten sie später Schrebergärten. An manchen Stellen gelang es ihnen beinahe, ihren eigenen Garten Eden auf Erden zu erschaffen. An anderer Stelle hatten sie Pech.

Wir mussten unseren Schrebergarten nach vier Jahren abgeben. Wir hatten Probleme mit »Spontanvegetation«. Obwohl, was heißt hier Probleme? Es war ein Interessenkonflikt mit der Prüfungskommission des Schrebergartenvereins. Die Mitglieder dieser Kommission hatten klare Vorstellungen davon, wie jeder Garten auszusehen hatte. Sie wollten, dass alle Gärten gleich angelegt waren und die gleiche Anzahl von Bäumen und Büschen und Beeten hatten. Wir wollten in unserer Parzelle die Natur mitgestalten lassen, so kam es zu spontaner Vegetation. All unsere Einwände und

Auslassungen über die Vielfalt der Welt und dass nicht alle Gartenanlagen unbedingt gleich aussehen sollten, dass nicht jeder schöne Garten aus quadratischen Beeten mit Nutzgemüse bestehen muss, hatten nicht gefruchtet. Im Gegenteil, wir hatten damit sogar noch Öl ins Feuer gegossen. Irgendwann sagte meine Frau, die sowieso die Hauptgärtnerin war, sie wolle ihren Garten nicht mehr zusammen mit der Prüfungskommission bestellen, sondern lieber alleine. Sie beschloss, einen richtigen Garten zu suchen, einen möglichst großen Landgarten draußen in Brandenburg, ohne Gartenverein und ohne Prüfungskommission. Einen Garten, in dem jeder in jede Richtung spontan vegetieren konnte.

Gesagt – getan. Meine Frau recherchierte im Internet und fand ziemlich schnell das Gesuchte. Ein Haus mit Garten, in einem kleinen Ort namens Glücklitz, offiziell 300 Einwohner, gefühlt: 3. Das Haus stand direkt am Glücklitzer See auf einem Weinberg, der zum Haus gehörte, aber nicht zu verkaufen war. Die Verkäuferinnen, zwei Frauen, die sich rühmten, den nördlichsten Weinberg der Welt zu bestellen und den nördlichsten Rotwein der Erde zu produzieren, hatten das Grundstück selbst bebaut. Sie besaßen außer dem Weinberg noch ein Motorrad, drei Kinder, zwei Pferde und eine alte Mutter, die alle entweder kaputt beziehungsweise krank und auf fremde Hilfe angewiesen waren. Die beiden Frauen hatten sich sichtlich übernommen. Sie hatten

ihren Traum vom Leben auf dem Lande realisiert, einiges dabei aber nicht berücksichtigt. Die Kinder mussten jeden Tag zur Schule, die Pferde zum Arzt, das Motorrad in die Werkstatt, und die alte Mutter konnte mit ihrem Rollstuhl auf dem Berg überhaupt nicht herumfahren. Eine falsche Bewegung und sie wäre ins Wasser gefallen. Glücklitz war eine von allen öffentlichen Einrichtungen befreite Zone, es gab dort weder Schule noch Arzt, von irgendeiner Motorradwerkstatt ganz zu schweigen. Es gab dort überhaupt keine Geschäfte, nicht einmal eine Bäckerei. Nur einen Friedhof, eine stets geschlossene Kirche und die freiwillige Feuerwehr, wo manchmal am frühen Samstagmorgen gefühlte drei Glücklitzer mit einer Kiste Bier auf einer Bank vor dem Eingang saßen und nachdenklich in die Ferne schauten. Nach langem innerem Kampf beschlossen die Frauen, das Haus zu verkaufen und mit dem Geld in einer rollstuhl- und kindereigneteren Gegend zu bauen.

Wir waren die idealen Käufer. Uns kümmerte die Abwesenheit von Bäckerei und Schule nicht. Wir wollten nichts um- oder dazubauen. Wir verlangten nicht das Gutachten des unabhängigen Architekten. Unsere Vorgängerinnen hatten in Glücklitz Großes vorgehabt, sie wollten ihren Lebenstraum verwirklichen. Wir wollten nur ein paar Pflanzen gießen, in der Sonne sitzen und ab und zu grillen, wie damals schon im Schrebergarten. Nur sollte uns dieses Mal keine Prüfungskommis-

sion dazwischenkommen. Das Geld fürs Haus hatten wir schnell zusammen, ein paar Freunde halfen uns. Wir hätten die Rebstöcke auch gekauft, einfach so aus Neugier, wie der nördlichste Rotwein der Erde schmeckte. Nur den Weinberg beschlossen die Frauen erst einmal für sich zu behalten. Wir hatten auch hier nichts dagegen.

Die einzige Frage, die uns Sorgen machte, war, wie wir unseren neuen Garten erreichen würden. Es führen nämlich keine Züge nach Glücklitz, ja, es gab überhaupt keine öffentlichen Verkehrsmittel, die uns dorthin bringen konnten. Es gab zwar einen Bus, der aber nur auf Vorbestellung und selbst dann unregelmäßig zu einem Dorf in der Nähe fuhr. Selbst wenn wir diesen Bus benutzen würden, müssten wir die Grillanlage die letzten fünf Kilometer auf den Schultern tragen. Kurzum, man brauchte ein Auto, um in Glücklitz glücklich zu werden. Weder meine Frau noch ich besaßen jedoch einen Führerschein. Ich bin in einer Großstadt geboren und aufgewachsen, in Moskau, und verfügte von daher über keine Erfahrung mit dem Leben auf dem Lande, wo man sich nur mit dem Auto fortbewegen konnte. In der zehnten Klasse der sowjetischen Schule, als die meisten Mitschüler im Rahmen einer sogenannten »Berufsqualifizierung« ihren Führerschein machten, war ich gerade nicht anwesend. Und später war mir nicht mehr danach. Wozu braucht der Mensch schon ein Auto?

AUF ZUM NEUEN GARTEN!

Meine Frau träumte dagegen bereits seit Längerem vom schnellen Fahren und war schon in mehreren Berliner Fahrschulen bei den Prüfungen durchgefallen. Dazu muss gesagt werden, dass sie von eher zierlicher Gestalt ist. Den Prüfern gefiel nicht, dass sie zu wenig in den Rückspiegel schaute, zu wenig Abstand zu den vorbeifahrenden Autos hielt und zu wenig über die Schulter blickte. Ich glaube, meine Frau hatte damals einfach Pech mit ihren Fahrlehrern. Ich hatte bereits während meiner Dienstzeit bei der sowjetischen Armee einige Fahrzeuge gelenkt und wusste daher ungefähr, wie das ging. Ich hatte sogar den Schulterblick drauf. Obwohl vor unserer Kaserne insgesamt nur zwei Fahrzeuge standen, blieb die Wahrscheinlichkeit, dass sie eines Tages zusammenstoßen würden, immer gleich 50:50, hatte unser Vorgesetzter behauptet. Entweder sie kollidieren oder sie kollidieren nicht, sagte der Oberst immer wieder. Ich war mir nicht sicher, ob meine Armee-Erfahrungen mir helfen würden, die Fahrprüfung zu bestehen. Bei einem Berliner Führerschein geht es nicht nur darum, die richtigen Pedale im Fahrzeug zu treffen, sondern vorausschauend zu fahren, um den anderen überforderten Berliner Autofahrern keine zusätzlichen Schwierigkeiten zu machen.

Die Wege der Menschen sind, wie Gottes Wege, unergündlich. Oft beginnt so ein Weg sehr weit vom Ziel entfernt. Unser Weg in den Garten begann mit dem

Besuch einer Fahrschule. Meine Frau und ich gingen, ohne lange zu überlegen, in die nächstbeste Fahrschule, die sich in unserer Straße und nur drei Schritte von unserer Wohnung entfernt befand. Sie hieß »Fahrschule Milde« – trug also den Namen ihres Besitzers. Unser Fahrlehrer Martin, eine Seele von Mensch, war gelernter Bäcker und Konditor. Am liebsten backte er große Torten und hatte sich sogar mit einer eigenen Erfindung einen Namen in der Welt der Süßigkeitenproduktion gemacht. Martin hatte einen besonders feinen Kuvvertüre-Schreibstift erfunden, eine Tube, mit der man auf großen Torten Geburtstagsgrüße, Namen oder einen ganzen Brief schreiben konnte, so deutlich und unverwüsthlich, dass der Gruß oder der Name auch dann noch da waren, wenn die Torte längst gegessen war. Nach einigen Jahren Berufsleben stellte man bei Martin jedoch eine Mehlallergie fest, die ihm jede weitere Tätigkeit in der Konditorbranche unmöglich machte. Er ließ die Torten links liegen und wurde Fahrlehrer.

Als Erstes fragte ich ihn, ob ich nicht zu alt sei, um vorausschauendes Fahren zu lernen. Ging es überhaupt noch, einem Mann oder einer Frau, die nicht mehr zwanzig waren, das Autofahren in einer Großstadt beizubringen? Oft wird behauptet, ab einem bestimmten Alter seien Menschen nicht mehr lernfähig. In Singapur, wo man für alle möglichen großen und kleinen Verbrechen Bambushiebe verordnet bekommt, werden

Verbrecher ab dem fünfzigsten Lebensjahr nicht mehr geschlagen, weil die Richter dort der Meinung sind, das bringe bei älteren Menschen sowieso nichts, da wäre ohnehin nicht mehr viel zu ändern.

Er habe schon mal eine Schülerin gehabt, die sah aus wie achtzig, fuhr aber, als wäre sie 29, beruhigte mich Martin und drückte mir die Autoschlüssel des Fahrschul-Audis in die Hand. Es war nicht einmal besonders schwer, den Verkehrsregeln entsprechend in der Stadt zu fahren. Das Problem dabei war nur, dass man kaum vorankam, wenn man all diese Regeln penibel beachtete. Überall gab es verkehrsberuhigte Zonen, Tempo-30-Zonen, Baustellen oder Fahrbahnschäden, Schulbusse und Kindergärten. Ich fragte Martin politisch korrekt, ob er schon wisse, wann das Verkehrsschild für Aussteigen und Schieben komme. Er lächelte und sagte mit seiner üblichen Logik, meine primäre Aufgabe als Fahrschüler sei es nicht, schnell voranzukommen, sondern die Fahrprüfung zu bestehen. Und dazu müssten wir uns mit erhöhter Aufmerksamkeit durch die Straßen bewegen, schön in die Spiegel schauen und immer alle Verkehrszeichen beachten. Wenn wir aber die Prüfung bestanden hätten, würde man mich meiner eigenen Verantwortung überlassen.

Und tatsächlich sah ich, dass die meisten Verkehrsteilnehmer, die nicht in einem Auto mit dem Schild »Fahrschule« auf dem Dach unterwegs waren, einen

ganz anderen Fahrstil pflegten. Sie fuhren viel schneller, als die Verkehrsschilder zur Geschwindigkeitsbegrenzung erlaubten, sie gingen weniger galant miteinander um und vergaßen ständig zu blinken, wenn sie die Spur wechselten. Sie hatten ja alle schon ihren Führerschein, obwohl man sich bei vielen wunderte, aus welcher unverantwortlichen Hand er oder sie dieses Dokument erhalten hatte.

Mit dem Audi der Fahrschule machte ich einen auf perfekten Fahrer. Ich lernte, Fußgänger als gleichberechtigte Teilnehmer des Straßenverkehrs zu akzeptieren, obwohl sie keine Räder haben. Ich lernte, Fahrradfahrer nicht zu überholen, obwohl sie provozierend mit ihrem Fahrradgestell vor meiner Nase wackelten. Und ich lernte, ausreichenden Abstand zu allem einzuhalten, was sich links und rechts von mir bewegte oder stand.

Abends gab es Theorie-Unterricht. Zu jedem Kapitel aus dem Lehrbuch hatte unser Fahrschullehrer eine lustige Geschichte aus dem Leben parat, die ihm oder einem Freund passiert war. Auf den Plakaten, die während des Theorieunterrichts an den Wänden des Fahrschulraums hingen, fuhren jede Menge Traktoren, Pferdewagen, Rennwagen und LKWs. Es war in vielen Situationen unklar, wer wem die Vorfahrt lassen musste. Ich lernte zu Hause die Prüfungsfragen und freute mich über dieses Studium. Schon lange hatte ich nichts mehr auswendig lernen müssen, und nun dieses vorausschau-

ende Fahren. Theorie und Praxis klafften allerdings stark auseinander, wenn ich mich hinter das Lenkrad klemmte.

Ehrlich gesagt hatte ich, bevor ich zur Fahrschule ging, im Urlaub schon ein wenig geübt, im Nordkaukasus, wo wir bei der Familie meiner Frau traditionell jedes Jahr im August ein paar Wochen verbringen. Die kaukasische Familie ist groß und hat zwei Fahrzeuge, einen alten geschlagenen und geschundenen Opel Vectra, mit dem der Ehemann der jüngsten Tochter des Bruders meiner Schwiegermutter fährt, und einen nagelneuen französischen Siebensitzer von Renault, der vom Bruder der Schwiegermutter persönlich gelenkt wird. Ich dachte, bevor ich in eine deutsche Fahrschule gehe, werde ich im Urlaub das Nützliche mit dem Spaßigen verbinden und ein wenig mit dem einen oder anderen Wagen herumfahren. Man händigte mir widerstandslos die Autoschlüssel aus. Ich fuhr sowohl mit dem Opel als auch dem Renault, musste aber schnell einsehen, dass dieses Herumfahren mir keine neuen Erkenntnisse über das Autofahren einbrachte. Das Problem war: Man kann im Nordkaukasus kein vorausschauendes Fahren lernen. Es hat dort keinen Sinn zu blinken, ob nun als Links- oder Rechtsabbieger. Es gibt dort auch nur sehr wenige Verkehrszeichen, höchstens eines pro Dorf, und Vorfahrtsangelegenheiten werden nach der Größe des Autos geregelt: Das größte Auto hat immer Vor-

fahrt. Manchmal allerdings auch das schnellere, wenn es rasch genug an der Kreuzung Gas gibt.

Nein, für Berlin konnte man im Kaukasus nichts Brauchbares lernen. Als wir von dort zurückkamen, musste ich als Fahrschüler nun vielmehr die kaukasischen Fahrgewohnheiten mühsam wieder vergessen und auf die kleineren Verkehrsteilnehmer achten, die lebensmüden Omas, die einem unter die Räder laufen, die Fahrradfahrer, die mit dem Rad hin und her schwenken, und die unentschlossenen kleinen Frauen am Lenkrad großer schwarzer Fahrzeuge, die sich vor keiner Ampel entscheiden können, ob sie links oder rechts fahren oder doch einfach stehen bleiben sollen.

Anfangs drehte ich mich im Fahrersitz wie eine Natter in der heißen Pfanne, ich wollte so viele Blicke nach allen Seiten werfen, wie es nur ging. Ein paar richtige werden schon dabei sein, dachte ich. Mein Fahrlehrer erzählte mir jedoch, dass es so nicht ging. Man musste ein Grundvertrauen in andere Verkehrsteilnehmer haben, auch wenn es einem schwerfiel. Schnell hakten wir die notwendigen Stunden ab, lernten wenden und parken, und zwischendurch absolvierte ich die Theorieprüfung. Bei Tausenden von Theoriefragen musste man eigentlich nur bestimmte Wörter auswendig lernen, die immer für die richtige beziehungsweise falsche Antwort standen. Wenn zum Beispiel in einer der möglichen Antworten Ausdrücke wie »Schrittgeschwindigkeit« oder

»erhöhte Aufmerksamkeit« standen, konnte man sicher sein, dass das die richtige war. Die Antwort »hupen und weiterfahren« deutete dagegen in jeder Situation auf falsches Verhalten hin. Diese Wendung kam so oft in dem Lehrbuch für angehende Autofahrer vor, dass sie zu einem geflügelten Wort in unserer Familie wurde. Wenn etwas Unvorhergesehenes passiert, das einem leidtut, sagen wir seitdem: »Scheiß drauf. Hupen und weiterfahren.«

Trotz der vermeintlichen Einfachheit sah ich bei der Theorieprüfung viele, die sie nicht bestanden. Eine Russin weinte sogar im Korridor der Prüfstelle bittere Tränen und wurde dazu noch von ihrem Mann beschimpft.

»Das ist schon deine siebte Prüfung!«, schrie er, »eine solche Geldverschwendung können wir uns nicht leisten!«

»Ich verstehe die Fragen nicht«, gab die Blondine zu.

»Bist du blond oder was?«, rief der Mann. Es hörte sich nicht nach echter Liebe an.

Mit der bestandenen Theorieprüfung stand nun der praktischen Fahrprüfung nichts mehr im Weg. Ich absolvierte eine Fahrt auf der Landstraße, musste einen Traktor überholen und einem Pferd ausweichen, fuhr drei Stunden lang auf der Autobahn und lernte Auf- und Abfahrten richtig zu benutzen.

Die Zeit läuft anders, wenn man schnell fährt. Als

meine Frau und ich mit der Fahrschule anfangen, flogen noch die Marienkäfer durch die Luft, halbnackte Berlinerinnen und Berliner lagen im Gras und sonnten sich. Der Sommer ging, ihm folgte der Herbst, schließlich bereitete sich die Stadt auf Weihnachten vor, und wir waren noch immer nicht mit der Fahrschule fertig. Der Schnee fiel für die Jahreszeit völlig unerwartet mitten im Dezember, und wie aus dem heiteren Himmel verschüttete und überraschte er die Stadt und das ganze Land. Züge blieben stehen, Weichen froren ein, den deutschen Flughäfen ging die Enteisungsflüssigkeit aus, und die Autobahnen machten dicht. Die Bahn riet sogar von Bahnfahrten ab, Fluggesellschaften warben fürs Nichtfliegen, Autofahrer wurden mit Warnungen terrorisiert.

Martin sagte, er hätte in diesem Jahr sowieso keine Termine für die Prüfung mehr, wir müssten sie aufs neue Jahr verschieben. Meine Nachtfahrt absolvierte ich noch kurz vor Weihnachten im bis zum Deckel verschneiten Berlin, auch ein paar zusätzliche Stunden im Schnee ließ ich mir nicht entgehen. Trotzdem meinte Martin, ein Perfektionist in seinem Fach, ich sei noch nicht so weit. Bei der letzten Fahrt hätte ich in einem mit Schnee bedeckten Volkswagen den Schulbus nicht erkannt und ihn deswegen nicht mit der vorgeschriebenen Schrittgeschwindigkeit überholt. Das wäre das Ende meiner Prüfung gewesen, erklärte mir Martin.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Wladimir Kaminer

Diesseits von Eden

Neues aus dem Garten

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48177-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2015

Wladimir Kaminer sucht das Grüne: Schrebergarten war gestern – nun lockt das Leben auf dem Land.

Wer träumt nicht vom eigenen kleinen Garten Eden? Wladimir Kaminer findet ihn in einem Dorf vor den Toren Berlins. Den Schrebergarten hatte seine Familie aufgeben müssen, da man deren Freude an „spontaner Vegetation“ nicht recht teilen wollte. Nun liegt ihr Paradies in Glücklitz – mit einem Häuschen am See, dem angeblich nördlichsten Weinberg der Welt und mit eigenwilligen Einwohnern, die bald mit den neuen Nachbarn Freundschaft schließen. Für Wladimir Kaminer entpuppt sich das Dorfleben als Abenteuer samt Torpedokäfern und Rettichbeeten, der Organisation einer „Russendisko“ in der Dorfscheune, verschwiegenen Fischen, einem Wetter wie im Bermudadreieck – und natürlich jeder Menge Geschichten ...



[Der Titel im Katalog](#)